

Kein Wunder!

Ursachen für die unzureichenden Grammatikkenntnisse zukünftiger Deutschlehrer

| KLAUS BAYER | Vor vier Wochen sorgte die Meldung für Aufsehen, die Grammatikkenntnisse von Lehramtsstudenten der Germanistik an bayerischen Universitäten bewegten sich auf dem Niveau von Fünft- und Sechstklässlern. Wie konnte es dazu kommen?

Überraschend ist an den Meldungen über unzureichende Grammatikkenntnisse eigentlich nur die Überraschung, die sie in der Öffentlichkeit auslösen. Dabei ist der Niedergang grammatischer Kompetenz durchaus im Einklang mit der Entwicklung des Deutschunterrichts und der Deutschlehrausbildung.

Seit den siebziger Jahren wurden der altsprachliche Unterricht und mit ihm die ehemals für den Schulerfolg entscheidende schriftliche Übersetzung ins Deutsche zurückgedrängt. Damit gingen zuvor selbstverständliche Anlässe für grammatische Reflexion beim Verstehen und sorgfältigen Formulieren komplexer Inhalte verloren. Die Reformer übersahen, wie sehr jahrelanges Übersetzen aus dem „toten“ Latein bislang das „lebende“ Deutsch gefördert hatte; sie versäumten, die Reduktion des altsprachlichen Unterrichts durch einen ebenso intensiven neusprachlichen Unterricht zu kompensieren.

Zugleich relativierte der Deutschunterricht den schriftlichen Sprachgebrauch zugunsten des mündlichen; Forderungen nach formaler Korrektheit und präziser Argumentation galten als

überholt, diskriminierend und unsozial; die traditionelle Konzentration auf den engen Zusammenhang zwischen Inhalt und Form wurde durch eine sprachlich häufig nachlässige, oberflächliche Befassung mit motivierenden und aktuellen Themen verdrängt; der Literaturunterricht lehnte vielfach textnahe Interpretationen als unangemessen „werkimmanent“ ab und hob fast ausschließlich die politischen, sozialen, biographischen, psychologischen etc. Inhalte der

Werke hervor – mit der Folge, dass Schüler und Studenten inzwischen nicht selten über Texte reden, deren

sprachliche Form sie längst nicht mehr durchschauen.

In der Deutschlehrausbildung gewann zudem eine Sprachwissenschaft an Einfluss, die sich der Bildungspolitik zwar noch zu Beginn der siebziger Jahre als Garantin eines verbesserten Deutschunterrichts empfohlen hatte, die aber anschließend didaktisch-normative Aufgaben meist weit von sich wies; wo man grammatische Formen erforschte, geschah dies überwiegend extrem spezialistisch und mit einer im wissenschaftlichen Kontext durchaus angemessenen, aber für sprachlich unsichere Deutschlehrerstudenten proble-

»Schüler und Studenten reden über Texte, deren sprachliche Form sie nicht mehr durchschauen.«

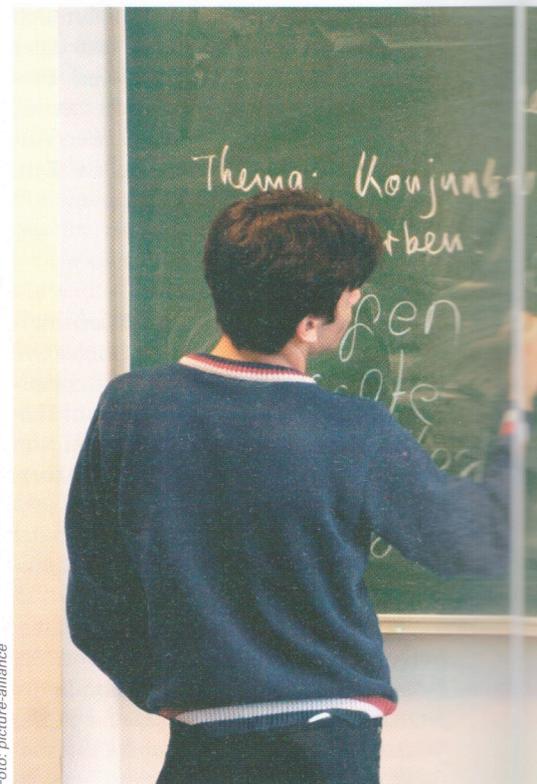


Foto: picture-alliance

matischen Neutralität in Normfragen.

Zugleich entwickelte die Sprachdidaktik in scharfer Abgrenzung vom traditionellen, systematischen Grammatikunterricht einen „situativen“ oder „integrativen“ Gelegenheitsunterricht, der gleich von Anfang an die sinnvolle Anwendung grammatischer Verfahren fördern sollte, in der Praxis aber überwiegend am Fehlen grammatischer Grundkenntnisse – bei Schülern – und zunehmend auch bei Lehrern – gescheitert sein dürfte. Wer sich entgegen diesem Trend weiterhin für grammatische Systematik in Schule und Universität einsetzte, stieß auf teilweise erbitterten Widerstand: Zahlreiche Versuche, grammatische Grundkenntnisse zu einer Voraussetzung für die Zulassung zum

AUTOR: KLAUS BAYER

Klaus Bayer lehrt als Hochschuldozent Sprachwissenschaft und Sprachdidaktik am Deutschen Seminar der Leibniz Universität Hannover.



Deutschlehrerexamen zu machen, scheiterten; in unzähligen Prüfungen erhielten grammatisch inkompetente Studierende auf den massiven Druck grammatikskeptischer Kollegen hin gute und sehr gute Noten.

Die knappen Andeutungen lassen immerhin erkennen, warum sich in Schule und Universität grammatische Inkompetenz ausbreitet: Wo bei der Beurteilung von schriftlichen Arbeiten wohlwollende Vermutungen über deren Inhalt den Ausschlag geben und Interpunktion, Orthographie, grammatische Korrektheit und Argumentation bestenfalls eine untergeordnete Rolle spielen,

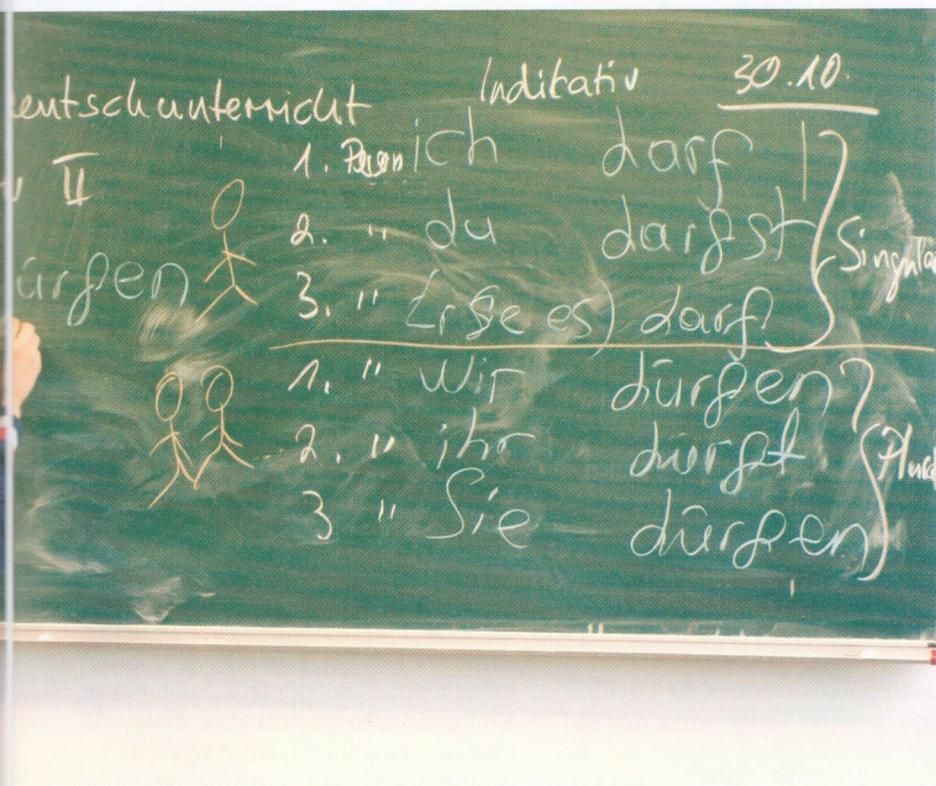
lekt als ein gesellschaftlich überliefertes, kollektiv nutzbares Werkzeug, eine Kombination aus Lese- und Schreibfähigkeit, aus sprachlicher Präzision, Grammatik, Logik sowie der Fähigkeit zu fächerübergreifender Verständigung und Kritik, ist danach aus drei Richtungen bedroht:

– zunächst durch einen von moderner Kunst ausgehenden *Kult voraussetzungsloser Kreativität*: Im Deutschunterricht ist „Kreativität“ seit vielen Jahren ein Zauberwort, mit dem jede formal-grammatische Kritik an Schülertexten zum Schweigen gebracht werden kann; der Sprachunterricht kommt zu-

munikation, sondern rasch zu publizierendes sowie in Prüfungen abfragbares und mechanisch bewertbares Detailwissen hervorbringt; wie wenig dabei die sprachlich-grammatische Form der entstehenden Texte Beachtung findet, ist längst nicht mehr nur in studentischen Arbeiten, sondern auch in wissenschaftlichen Veröffentlichungen zu erkennen; – und schließlich durch einen in seinen Konsequenzen wenig menschenfreundlichen *Philanthropismus*: Schüler und Studenten mit Leistungsmängeln, gerade auch im Bereich der Grammatik, werden meist nicht etwa so lange nachdrücklich gefördert, bis sie ihre Schwächen überwunden hätten, sondern – vermeintlich menschenfreundlich – auch ohne grammatische Kenntnisse in die nächste Klasse, an die Universität und schließlich in den Schuldienst weitergereicht.

Die aktuelle Studienreformeuphorie und der Werberummel der Universitäten sollten nicht darüber hinwegtäuschen, dass die intellektuelle Basis von Lehre und Studium längst beschädigt und weiterhin gefährdet ist. Es ist zu befürchten, dass diese Entwicklung durch die Einführung der BA- und MA-Studiengänge nicht gebremst wird. Grammatische Lehrveranstaltungen sind nun zwar vielerorts verbindliche Teile des Studiums; aber es ist sehr zweifelhaft, ob es gelingt, in den neuen, verschulerten Studiengängen Zeit freizuhalten für jene sorgfältigen, präzisen, kritischen Lese- und Schreibaktivitäten, denen grammatische Analysen traditionell einmal gedient haben. Es zeichnet sich bereits ab, dass durch Modulprüfungen überlastete Dozenten vielfach dort auf Multiple-Choice-Tests zurückgreifen, wo in einem Studium, das diesen Namen verdiente, Texte entworfen, geschrieben, überarbeitet und – nicht zuletzt grammatisch – kritisiert werden müssten.

Warum diese Fragen nicht öffentlich erörtert werden? Wer als Germanist – und sei es auch nur, um die dringend notwendige Diskussion anzuregen – Thesen wie die vorstehenden formuliert, setzt sich zwischen alle Stühle. Als vermeintlicher Formalist verdirbt er es sich mit den Kreativen; als vermeintlicher Schulmeister provoziert er die pädagogischen Philanthropen; und seine spezialisiert forschenden Kollegen, die allenfalls prestigefördernden Kulturoptimismus, keinesfalls aber skeptische Einschätzungen der sprachkulturellen Entwicklung dulden, werden missbilligend die Köpfe schütteln. Sei's drum.



wo die sorgfältige Lektüre und die Übersetzung schwieriger Texte vernachlässigt werden, dort verlieren grammatische Analysen ihre Funktion. Wenn Schule und Universität grammatische Kenntnisse deshalb nicht mehr vermitteln und überprüfen, dann entlassen sie Schüler und zukünftige Lehrer eben ohne Grammatikkenntnisse.

In dieser Entwicklung lässt sich unschwer jene antiintellektuelle Tendenz erkennen, die Jacques Barzun (Barzun, Jacques: *The House of Intellect*. [1959] New York: Harper 2002.) bereits in den fünfziger Jahren dem amerikanischen Bildungssystem bescheinigte: Der Intel-

dem in der Konkurrenz mit dem Literaturunterricht meist zu kurz;

– darüber hinaus durch extreme *Spezialisierung* der Wissenschaft: Die Qualifikations- und Profilierungserfordernisse

»In dieser Entwicklung lässt sich unschwer eine antiintellektuelle Tendenz erkennen.«

in einer zu spektakulärer Dauerinnovation verdamnten Massenuniversität führen entgegen der geisteswissenschaftlichen Tradition zu einer Spezialisierung der Sprach- und Literaturwissenschaft, die nicht kritisches Denken in Zusammenhängen, verständliche Überblicke und interdisziplinäre Kom-